

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

5.5.1929 (No. 18)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 18



5. Mai 1929

Rudolf K. Goldschmit / Die junge Generation
Epilog zu einigen Büchern

Zwischen den Zeiten.

Jahrgang 1902.

Eine junge Generation steht heute im Leben und am Werke, welche Hoffnung und Wille zugleich ist, eine Generation, viel gehätschelt und geehrt, die umworben von den Parteien, gescholten von denen, die um ihre eigene Zukunft bangen und keinen Weg und kein Ziel, sondern nur eine Vergangenheit sehen und betrachten, eine Generation also, die wichtig genommen wird wie keine Jugend zuvor. Allerhand Seelenlehrer und Volksärzte bemühen sich, Einfluß zu gewinnen. Ehe man aber flagt oder lehren will, gilt es, die Situation zu sehen, zu begreifen, zu denken. Und dann wird erst noch die Frage beantwortet werden müssen, ob die Aelteren notwendige Voraussetzungen erfüllen, um diese so geschante und erkannte Jugend führen zu können.

Es fällt uns schwer, diese junge Generation zu fassen. Wir sehen ihre Wünsche und Forderungen, ihre Gefühle und Hemmungen, ihre Haltung und ihr Tun zunächst nur in ihren künstlerischen Offenbarungen und zögern doch wieder, in jedem dieser jungen Dichter einen Repräsentanten der ganzen Generation zu sehen. Selbst diese „Schaffenden“, „Arbeitenden“ — mag man schon den jungen Menschen diesen würdigen Namen schenken — sind zerspalten in Gruppen, in schrullig sich einpflegenden kleinen Persönlichkeiten mit höchst individuellen Eigen- und Unarten. Literarientum und Dichtersendung ist oft schwer zu scheiden. Aber da kein anderes Mittel bleibt und jeder Versuch, diese Jugend zu studieren, zu immer neuen Feststellungen ihrer Viel-Art und Viel-Gestaltigkeit führt, so bleibt eine Betrachtung ihres literarischen Schaffens und dichterischen Wollens eben eine von mehreren möglichen Abkürzungen solcher Untersuchungen. Begnügen wir uns, diese literarische Jugend zu betrachten.

Als die Soldaten vom Felde heimkehrten, fanden sie eine Jugend vor, die sie als Kinder verlassen hatten. Jahrgang 1902² sagen wir jetzt kurzweg, seit einer dieser Jungen, Ernst Gläser, in einem so benannten Roman seine und seiner Altersgenossen Situation beschrieben hatte, also die Jugend, die im zwanzigsten Jahrhundert geboren ist und deren Väter gerade im Schützengraben standen, als sie dieser Väter wie andere Kinder anderer Zeiten dringend als Führer, Former und ernste Weggeleiter bedurft hätten. Mit der Weste konservativen Bedauerns sieht mancher unter uns diese Jugend gekennzeichnet durch einige Eigenschaften, die rasch und flink auf Schlagworte gebracht sind: durch Radikalismus der Staatsgesinnung, wie sie sich in den links- und rechtsradikalen Bänden austobt, durch Traditionslosigkeit, durch Ueberschätzung und Uebersteigerung von Technik und Sport, durch eine geist-abgekehrte Wirklichkeitsbeseßtheit, die nur im Serynalgeschrei die einzige Sprache dieser Wirklichkeit gefunden zu haben glaubt, oder in politischen Parteilichkeiten leitarthelt. Sehen wir zu, was Wirklichkeit, was Schein und was Wirkung an dieser Eigen-Art der Jugend nach 1900 ist.

Ernst Gläser hat einen Roman geschrieben und gelegentlich die Generation, der dieser Roman geschrieben ist, auch durch einige nachdenkliche Betrachtungen interpretiert. In diesem „Jahrgang 1902“ (Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam), der in wenigen Monaten in sechzigtausend Auflagen verbreitet ist, interessieren die Gestalten, die um den Helden sich bewegen, am wenigsten: ein paar Figuren, die noch klischeehaft gezeichnet sind, es fehlt sogar nicht die aus Spielhagen und der „Gartenlaube“ entlaufene Gestalt des liberalisierenden, aus Staatsenttäuschung revolutionären adligen Offiziers, der so imponierend fortschrittlich gefärbt ist; wichtig an diesem Buche ist die zweite Hälfte, da der Krieg in eine frühe Kindheit einbricht und hilflosen, schwachen Frauen und kleinen Kindern Verantwortung und Sorge für Heimat und Familie aufbürdet. Und in diesem Kriege — das hat Gläser deutlich gesagt — hat man den Kindern nicht nur gepredigt, daß dieser Staat groß und herrlich ist, man hat sie zugleich — in ach wie früher Kindheit — gelehrt, diesen Staat in Gestalt des revidierenden Hamster-Beamten und Nahrungsmittelamtes zu betrügen. Und als der Zusammenbruch kam, lehrten die politisch bankrotten Väter durch die Historie der Revolution wieder das Gegenteil: der alte, gepriesene Staat ist nichts gewesen, es lebe der neue Staat: hat Respekt vor dem Staat, ehrt seine Gesetze; oder auch: der alte Staat muß wiederkehren, der neue Staat ist Betrug: alles zu derselben Jugend, die gelobt wurde, wenn sie durch Schliche und Schläue die Kriegsgesetze übertreten hatte, zu derselben Jugend, die gesehen hatte, wie die Eltern sich allmählich dem Staat entfremdeten. Solche Unsicherheit, solche Duer-Lehren erträgt keine Kindheitsjugend und für historische oder wirtschaftliche Notwendigkeiten, aus denen solche Duer-Lehren und Unsicherheiten gewachsen waren, kann ein fünfzehnjähriger Mensch kein Verständnis haben. Die Inflation tat ein übriges, die Staatsgesinnung zu untergraben. Für ein Wunder, wenn diese Jugend an diesen Staat, vor allem an diese Staatssträger und -Lehrer gar nicht mehr glaubte, sondern etwas anderes wollte, zu den Staatsfeinden rechts und links flüchtete, weil sie dort einfach Verstehen fand für ihr Sich-Betrogen-Fühlen, für ihr Anderssein. Der Radikalismus einer Jugend ist notwendig und gesund; er befähigt ihren Aktivismus, ihre Tatbereitschaft, deren der Zukunftsglauben eines Volkes nicht entbehren kann. So sprangen die jungen Dichter nach den Extremen ab, dorthin gestochen von den Erfahrungen einer bitteren, unsicheren Kindheit. Dort war Sicherheit. Predigt und Pathos erschien als Präzision im Worte, wenn auch das Verschwommene der Ideengänge der Radikalen gar nicht gefühlt und beachtet wurde. Aber dieser Radikalismus war nicht nur Merkmal der zunächst sehr gesunden Aktivität, er war auch ein Ausdruck der Gemeinschafts-Schnur und Gemeinschafts-Gesinnung in einer Zeit, in der man um ein Stück Fleisch, um einen Dollarschein, um ein verbotenes Inflationsvergünstigen

egoistisch feilschte und tritt. Heute stehen die Besten der Jungen verdrossen, uninteressiert abseits der Parteien.

Beseffenheit und Veressenheit.

Die völlige Traditionslosigkeit dieser Jungen ist kein Wunder-Ereignis. Zu dem Gefühl des Betrogenenseins kommt ja noch ein anderes: es fehlt diesem „Jahrgang 1902“ das vermittelnde Zwischenglied, jene Generation, die draußen im Felde gefallen ist oder wenn sie am Leben blieb, so zermürbt wurde, daß sie nach der Heimkehr schleunigst einen schützenden Hafen des Berufs oder der Ehe aussuchte und aller Problematik aus dem Wege ging. Diese Zwischen-Generation, die „Jahrgänge 1890 bis etwa 1898“ fehlten der jüngsten Jugend. Der Expressionismus war ein Ausgang in Verzagen, weil er ein Verneinen war. Die „neue Sachlichkeit“ speiste sich aus andern Quellen. Da nun dieses Bindeglied einer ganzen Generation, die sonst jede Krisenzeit beeinflusste, ausfiel, einer Generation, deren Bindekraft eben darin bestand, daß sie nicht nur Lehrer und Führer, sondern zugleich auch, was wichtig ist, Freund und Genosse dieser Jüngsten hätte werden können, so mußte dieser „Jahrgang 1902“ und seine Vor- und Nachgeborenen sich den Ausgangspunkt, das Wurzel-Zentrum ganz allein schaffen. Der Jahrgang merkte gar nicht, daß er in seinem gerade politischen Ideen-Material sich auch vieles alte Gerümpel aus den Magazinen der radikalen Parteien mitbrachte, er näherte sich vom Anderssein. Stilistisch wirkte sich das merkwürdig aus. Während eine Reihe der Tapferen, Strebenden, Sehenden der Zwischengeneration an der Zucht Stefan Georges einen starken Halt fürs Leben fanden, — es war freilich die Minderheit gegenüber den auf Erwerb sich stürzenden Jungveteranen des Krieges, knüpften die Jüngsten nicht an George oder den Expressionismus an, sondern an die Dichter, die zu ihren Zeiten als Revolutionäre gegen das Gesellschaftsgefüge wirkten. Das gilt für den Stil wie für die Inhalte der jüngsten Dichtung. So sind als Ahnherren der Jungen am deutlichsten Büchner und Wedekind fühlbar und in der Heranbildung der sozialen Sphäre die frühen Dramen Hauptmanns. Vor allem aber immer wieder Wedekind. Das Polemische überwiegt in der Dichtung dieser Jugend, selbst dort, wo sie sich um reine Reportage bemüht.

Ein typisches, und man muß gleich sagen in der Form hervor- stehendes Buch dieses Weges ist das dichterische Werk Bertold Brechts. Seine Gedichtsammlung die „Hauspostille“ (Berlin 1927 im Propyläenverlag) ist in der Mischung von Gassenhauer, Sätz- ger und Schauer der Moritat der großen Volksballade entfernt verwandt, zugleich aber zeigt sie in der Beschaffenheit dieser Inhalte die Gehechtheit des Erotischen und Sexuellen wie bei keinem Dichter zuvor. Der Schrei der Kreatur, der bei Bronnen ent- weder parfümiert großstädtisch oder dichterisch umgestaltet roh und brutal kommt, findet bei Brecht meist Erlösung und Aus- löschung im kritischen Zynismus. Wieviel dichterische Ursprünglich- keit, wieviel Geist und Witz dieses Talent besitzt, zeigt seine prole- tariaische Volksstück-Revue „Dreigroschenoper“; sie verrät aber auch das rein Destruktive seiner Natur, geringe Akkumulation seines persönlichen Ethos, die in seinen Dramen bedrückende Unfestigkeit und Aufgerissenheit in der Fabel-Führung, sie enthält vor allem aber seinen blinden Haß gegen Werte, die ungeprüft, also aus oberflächlichem Instinkt attackiert werden, oder deren Besitz er mit der Haß-Liebe des Ausgestoßenen ersehnt. Wo andere nur zürnen, haßt Brecht aus verdächtigen Minderwertigkeitsgefühlen gegenüber dem Erlebnis der Form, mag diese Form sich nun in Politik, Gesellschaftskultur, Volkstum oder Sitte stabilisieren. Dieser Haß kennzeichnet auch die zerfetzende Traditionsfeindschaft Brechts. Brechts große Gabe der sprachlichen Präzision, sein Spürsinn für heutige, neu auftauchende Stoffkomplexe, vorab für Technik und Sport, ist unlegbar. Aber es fehlt seinen Dramen die sinnvolle Bezwingung des Materials. Er schreibt die Melodie von 1929, sie klingt oft suggestiv aus dem Erlebnis der Masse heraus, aber er schreibt wie viele seiner Generation, weniger aus Beseffenheit vom Erlebnis, als aus Veressenheit auf Wirkung.

Friede mit Maschinen.

Brecht schreibt eine „Trauerkantate“ zum Tode der abgestürz- ten Dzeanflieger; Kurt Weill wird sie komponieren; viele, die sie hören, fragen, ob hier nicht die Technik und Sport ihren End- triumphant über Geist und Kunst feiern. Solange die Technik noch als Wunder von uns bestaunt wird, bleibt sie der Feind des Geistes. In dem Augenblick, in dem wir ihre Wunder als selbst- verständlich hinnehmen, wie das Wunder der Eisenbahn oder des Jagdgewehrs und des Schießpulvers, ist die Technik auch als Stoff der Kunst möglich und in das Gefüge unseres Daseins so einzuordnen, daß es uns untergeordnet, dienbar gemacht, nicht mehr als feindlich empfunden werden kann. Dieser Station der Beziehungen von Mensch zu Maschine nähern sich die Jungen, und einige von ihnen haben sie schon erreicht. Der Träger des Gerhart Hauptmann-Preises, Heinrich Hauser, hat ein kleines Buch geschrieben: „Friede mit Maschinen“ (Verlag von Philipp Reclam, Leipzig). Das Buch will „zwischen dem untechnischen Menschen und der Maschine eine Verständigung“ anbahnen, es will beweisen, daß der feindliche Gegensatz Mensch — Maschine ein konstruierter Gegensatz sei, daß „die latente Feindseligkeit der Gebildeten gegen das Maschinelle unserer Zeit überwunden wer-

den müsse“. Hauser redet also von Maschinen. Er geht den Weg aus dem Maschinen-Erlebnis der Jungen.

„Wenn wir den Versuch unternehmen, einige interessante Ma- schinen zu analysieren, so beginnen wir ganz vorn, d. h. vom Auge her. Dabei machen wir uns frei von der in Romanen und Feuille- tons beliebten Maschinenterminologie, die aus der Mythologie und aus dem Zoologischen Garten kommt (und die, darf man Hauser ergänzen, eben die Maschine noch als Wunder und „Herr des Menschen“ ansehen). Wir werden weder von „Maschinengiganten“ noch von „Moloch der Menschheit“ reden, weder von „eisernen Sklaven“ noch von „Stahlrossen“.

Hören wir auf, Auto und Flugzeug und Dynamo-Maschine als „Triumph der Menschheit“ zu sehen, zwingen wir es als Mittel zu einer Hilfe für unsere Lebenshaltung und Mehrerer der Bequemlichkeit, dann wird diese Maschine nicht anders wirken wie Fernrohr und Eisenbahn; man muß auf diese Bequemlichkeits- maschinen immer wieder hinweisen. Der Schuß im „Freischütz“ ist poetisch kein brauchbareres Werkzeug wie das Flugzeug des Dzeanfliegers. Vor 80 Jahren hat Justus Kerner bei den ersten Ballonfahrt-Versuchen gemurmelt, daß es jetzt mit der Poesie zu Ende sei. Als Antwort schrieb Gottfried Keller jene schönen Strophen, in denen er Technik poetisch besang, noch ehe sie aus der Peripherie des Möglichen in den Kreis des Wirklichen trat: „Und wenn vielleicht in hundert Jahren — ein Lustschiff hoch mit Griechenwein — durchs Morgenrot käm hergefahren — Wer möchte da nicht Fährmann sein. — Dann böß ich mich, ein selbiger Zecher — Wohl über Bord, von Kränzen schwer — Und gäße selig meinen Becher — Hinab in das verlassene Meer.“ Keller hätte sich von der Technik so wenig auffressen lassen wie vom Sport, den er damals in Gestalt des Schießsportes emsig übte und pries.

Sport und Seelenhygiene.

Der Sport ist unantastbare Errungenschaft der ganzen Ge- neration, soweit er Rezept der Hygiene ist, Ausgleich zum Gei- stigen, nicht Ersatz des Geistigen: Wird er Objekt der Schau von Tausenden und Abertausenden, Gegenstand breiter Berichts- erstattung, dann wird die körperliche Übung zur bezahlten Akro- batik, der Sportplatz zum Zirkus nervengepeitschter Massen. Dann erst wird er Feind des Geistigen, weil er etwas Geistiges, die künstlerische Darbietung ersehen will, indem er dieses Geistige durch seine Existenz aus der Interessensphäre der Massen ver- treibt. Der Sport muß wie die Maschine der Freund dieses Jahrgangs 1902 werden. Wichtig als Hygiene ist also der Sport, der an den Samstag-Nachmittagen des nächsten Jahrhunderts hoffentlich von Millionen Deutschen betrieben wird, wichtig der Sport, der im Wochenende gepflegt wird, so wichtig wie das Buch, das am Sonntag daneben gelesen wird. Unwichtig und belanglos für Hygiene und Kultur der Boxkampf, der unter eitlem Berufs- bozern in der dortmunder Westfalenhalle ausgefochten wird, mag dieser umgekehrt wieder ästhetisch als Objekt brauchbar sein für künstlerische Gestaltung, wenn aufgepeitschte Massen und bewegte Ereignisse wie die Stationen jenes Boxkampfes miteinander ver- knüpft werden. Weiter reicht es nicht. Alles andere, der Besuch des Berliner Oberbürgermeisters beim Preisboxer, die lästerne Erwartung eines geilen Publikums, ob das linke Auge des Herrn Schmeling in der siebten Runde heraushängt, oder ob in der achten Runde Herr Dempsey die Zähne eingeschlagen werden, alles und anderes ist uninteressanter Snobismus. Ist genug gefagte Feststellungen werden banal. Dumm und töricht ist der Hinweis auf England und Amerika und die angeblich unentrinn- bare Entwicklung. Jedes Land hat seine Lebensformen. Grobern wir uns den Sport, wie man vor fünfshundert und mehr Jahren sich Turnier und Jagd erobert hat, als Mittel, nicht als Lebens- ersatz, dann kann der Sport genau wie die Technik Freund großer Dichtung und großer Dichter werden, und brauchte nicht als geist- feindlich empfunden zu werden. Aber einstweilen hat diese jüngste Generation als Ganzes einer Alterssticht dieses Problem nicht gelöst. Sie droht oft vom Siebenlagerrennen und Motorrad verflucht zu werden. Und muß doch Herr sein, muß zwischen Geist und Sport scheiden lernen, um Dichter sein und für diese neuen Lebensmittel künstlerischen Ausdruck finden zu können. Brecht, der ethos-lose, der traditionslose und der heimatlose stößt zwar immer wieder durch zur künstlerischen Herrschaft über Sport und Technik. Aber dann verliert er plötzlich wieder den Boden, um statt des Sports den Bizeps, statt des Fliegens über alle Meere den schweißtriefenden Rennfahrer zu bewundern und zu verherr- lichen.

Auf einfache Formel zurückgeschraubt: Die Dekadenz des Sports und also Gefahr für das Geistige beginnt dort, wo er zur Spezialisierung und zum bezahlten Beruf wird. Sport als schöpferischer Ausgleich bedeutet mehr als nur Achtung des mens sana in corpore sano; Sport soll Mißformer der Persönlichkeit werden, Sport und Geist treffen sich in der Dekonomie einer Persönlichkeits-Balance, Freiheit des Körpers durch Sport bringt Spiel- raum für das Geistige. (Murmi, der einzige, beweist in seiner Technik einen geistigen Ausgangspunkt.) Solange nicht diese wichtigen Erkenntnisse vom Sportsmann respektiert werden, wird notwendig unverwundliche Feindschaft zwischen Sport und Geist, auch Sport und Kunst herrschen. Hier also begann die Krise, hier endet der Zustand in einer latenten Krise. (Schluß folgt.)

Anna Maria Kerner / Schuldner

Sonnenschein und Stille war über der Dorfstraße. In den Gärten blühten Pfingstrosen und Kaiserkrone. Es war Sonntag und die Zeit zwischen der Vesper und dem „Sach z'tun“, jene wunschlose Stunde, wo der goldene Uhrzeiger von der neuen Kirchenglocke an dem schweren, alten Turm still zu stehen scheint wie die Sonne an Josuas Kampftag. Um jene Stunde sind die Männer bei einem wohl gegönnten, sparsamen Schoppen im Kaffel oder Adler, die Frauen bei einer Nachbarin oder Verwandten, um sich ein wenig von einem neuen Blumenfamen auszubitten, ein Kuchenrezept zu erproben oder eine Neuigkeit mitzutheilen oder zu erlauschen; die jungen Mädchen sitzen irgendwo in einem Garten zu einer Handorgel, und wenn man die gefühlvoll-einfachen Akkorde hört, weiß man gleich, wo man die jungen Burschen suchen muß. Die alten Mädchen aber, jene stillen, immer gleichen Gestalten, die in der Kirche immer die ersten und letzten sind und zu den Feittagen die schönsten Blumenstücke, große, blaue Hortensien, leuchtende Geranien, aber auch seltener, mit liebevollster Sorgfalt gezogene, fremdländische Pflanzen zur Bier der Altäre herbeibringen, die vielleicht — vielleicht nur, mit solchem heiligem Eifer ein wenig um des Herrn Pfarrers freundliche Anerkennung wettkaufen, die alten Mädchen sind am Sonntag nachmittag auf dem Gottesacker, wohin sie ein Mehreres vom Ueberfluß ihres Gärtleins und ihres einsamen Herzens tragen. Dahin, hinter der geschlossenen Haustür und den spiegelnden Fensterscheiben, sitzt nur hier und dort eine junge Mutter, die zu dem Kindlein in der Wiege oder in ihrem Schoße hinzuhorchen in dieser Sonntagstillen die allerschönste Zeit hat, die- weilen die Buben im Grasgarten hinter dem Hause ein wenig tollen, ganz „sittlich“ nur, wegen der guten Sonntagshose.

So sind in dem Dorf alle Maiensonnstage, und die Berge blauen der stillen Schönheit einen großartigen, zeitlosen Hintergrund. Und wie alle Sonntage sah auch an diesem der alte Mann im Garten, an der Rückwand des Hauses, die am Nachmittag so schön warm war. Hier war es noch stiller; in den Obstbäumen zwischerten ein paar Meisen. Ein leiser Wind regte die Blätter und rührte das silbrige Haar des Mannes. Der saß still und schaute von den sehnigen, braunen Händen auf das Gras und noch einem nahen Kornader und dann wieder auf die Hände. Sein Gesicht war freundlich und von einer abgeklärten, geistigen Schönheit, so daß es ebensovohl das Gesicht eines alten Pfarrherrn oder Schulmeisters hätte sein mögen, als das eines Bauern. Aber es war auch ein großes Leiden darin gezeichnet, und es mochte der lebenslange Kampf mit diesem Leiden sein, was das Gesicht so schön und klar gemacht hatte. Die blauen Augen schauten zuweilen nachdenklich und schmerzlich zugleich hinüber nach einem kleinen Wäldchen, das eine zum Garten gehörige Wiese abschloß und ein Stücklein Wegs mit dem Bache zog, der dem Dorf entlang floß.

Vor einem Weisichen waren zwei junge Leute den Bachdamen herabgekommen, waren durch das Wäldchen und nun durch das Tor zweier alter, hoher Eichen geschritten und standen auf der Wiese. Das Mädchen hielt in der einen Hand ein Sträußlein von dem hellen Wiefengewächs, das um diese Zeit blüht, die andere Hand gehörte dem jungen Mann, der sie festhielt und auch auf dem Schlüpfweg zwischen Büschen und hohem Kraut nicht losließ. Jetzt standen die beiden still und betrachteten ein Stücklein Rasen mit seinem vielfältigen Gewächs, die hellen Gräser, den röllichen Sanerampfer, einen schlanken Wegerich, der ein weißes Brantkrönllein auf seinem zierlichen Köpchen trug. Wie das Mädchen ihr Gesicht mit leisem Staunen neigte, da saßte den jungen Mann die Schönheit der Welt, wie sie jeden einmal faßt und in dem geliebten Mädchen ganz beschloßen vor ihm steht, und er küßte schnell und sah die Wange des Mädchens, das glühend den Blick erhob, angezogen von einem andern Blick, der die beiden Menschen zu bewachen schien. „Lukas, der Vater!“ rief sie erschrocken. „Darf ers nicht sehen?“ fragte der junge Mann und nahm auch die Hand, die das Sträußlein vor sich hielt. Und gemächlich schritten sie über die Wiese, den Gartenweg hinauf und auf den alten Mann zu, der vor der weißgetünchten Fachwerk- wand saß und auf die braunen, zerarbeiteten Hände niedersah. Als sie näherkamen, stand er auf und kam ihnen ein paar Schritte entgegen. „Bleibt doch sitzen Vater“, rief Lukas Valentin ein wenig übereifrig, und das Mädchen erröthete noch einmal bei seiner Anrede, in der er den sonst „Vetter“ Genannten Vater hieß.

Lukas war ihres Vaters Geschwisterkind, der einzige Sohn einer früh verwitweten Schwester, und so hatte Martin Hauser Vaterstelle an Lukas vertreten, der neben Martins eigenen Kindern aufwuchs. Von allen war Lukas Walburg, der Jüngste angetan, und der Bub gehörte mit in den stillen Verein der fünf Hauserkinder, die so fest zusammenhängen mit einer wortlosen, selbstverständlichen Treue.

Denn die Familie des Martin Hauser hielt das Unglück zusammen, ein tiefes, unabwendbares und lebenslanges Leid. Im Dorf sprach man mit schwerer Teilnahme und mit ein wenig gleichmütigem Zugestehen, daß es nicht anders habe kommen können, davon. Lukas hatte manchmal davon reden hören, es aber nie in acht genommen. Als Martin Hauser vor halb vierzig Jahren eine teibliche Base, das Bruderkind seiner Mutter, heis-

raten wollte, war trotz manchen Einspruchs die kirchliche Dispens erbeten und erlangt worden, und in dem stillen, weltvergessenen Erdenwinkel hatten zwei glückliche Menschen sich liebend angehört mit der echten und unwandelbaren Liebe derer, die der Natur treu geblieben sind und aus der Heimaterde alles empfangen, Nahrung und Lebenskraft.

Das erste Kind verursachte den Eltern einen großen Schmerz: das sonst wohlgestaltete, hübsche Mädchen brachte durch einen mißbildeten Wirbel ein verkrümmtes Rückgrat mit zur Welt, und die Hoffnung, der Fehler möchte sich mit dem Wachstum ausgleichen, blieb nicht nur unerfüllt, sondern wurde bei der Geburt des zweiten Kindes erbarmungslos ausgelöscht; das Schwesterchen hatte die gleiche Mißbildung mitgebracht, und nun zerstückte die Wirklichkeit den mühsam erhaltenen Selbstbetrug der Liebenden: der alte Glaube, daß Ehen naher Verwandter eine minderwertige, stumpfsinnige Nachkommenschaft erzeugen blies Wahrheit. Die quälende Furcht, es möchte die Kinder auch ein geistiges Gebrechen belasten, ward mit den Jahren beruhigt: durch die hellen, blauen Augen und die fröhlichen Gesichtlein und die immer fragenden Plappermäundlein der Kinder, zweier lieblicher Geschöpfe — nur der kleine Rücken blieb verwachsen und seine Krümmung verfestigte sich zum Kummer der Mutter, die viele, viele Mal mit bebender Hand über den unbarmherzigen Höcker streichelte, als könne sie diese Härte der Natur auslöschen mit ihrer Liebe.

Das mit Angst erwartete dritte Kind war ein völlig gesunder und gerader Junge, ein Glück, das des Martin Hausers ernstes Gesicht hell machte und den Ruhigen fast übermüthig und vergesslich für den Schicksalschatten über den beiden andern Kindern. Aber als vieres kam ein Brüderlein mit dem gleichen tödlichen Verhängnis einer unbegreiflichen Natur gezeichnet. Jetzt brach die Zeit an, wo Martins ehemals so fröhliches Weib tagelang weinte, weinte, weinte und dann wieder grübelte — und Martins Liebe und Weh immer größer wurde. Denn er fühlte sich schuldig an ihr und an den Kindern und er konnte doch nicht anders als seine Marie liebhaben. Es war kein Vater im Dorf, der so mit seinen Kindern spielte, sein Weib schonte und hegte und nie ein rauhes Wort sprach. Keiner war so gleichmäßig freundlich, oft fröhlich, während sein Herz von einem manchmal unerträglichem Schmerz bedrückt ward. Niemand wußte, was er litt; die Leute wunderten sich zuweilen, wie er sich darein zu schicken wisse, und Martin klagte nicht. Keiner ahnte, daß er in seinem Herzen Tag und Nacht betete, als sie ein fünftes Kind erwarteten — und das zarte, kleine Wesen kam gesund zur Welt. Aber die Mutter blieb still und trübe, soviel Bangnis hatte sie um das Kind ausgehanden, und ihr Trübsein löschte als unentrinnbare Mahnung Martins Begehren aus. Seine Liebe wurde stiller und tiefer und blutete lange der nun vor einem Jahrzehnt Verbliebenen nach.

Die Töchter waren erwachsen, schöne, kluge Mädchen — mit verkrümmtem Rücken. Die älteste war hinausgegangen, hatte das Leben mutig angepackt und war heute Hanshälterin und Sprechstundenhilfe eines berühmten Chirurgen in einer Universitätsstadt. Die zweite Marianne, trat im Haus an der Mutter Stelle. Sie war eine liebevolle, sorgliche Hausfrau und hatte eine Familie glücklich gemacht — aber die Augen der jungen Männer gingen an ihrem verwachsenen Körper vorüber und gewahrten nicht das feine, ebenmäßige Gesicht mit den gütevollen, blauen Augen und das schöne, wellige Blondhaar. Und so trug Marianne manchmal schwer an einer unerfüllten Liebe, der das Fürsorgen für die Eigenen ein köstliches Gegengewicht schuf — jetzt noch, aber später? Daran dachte sie wohl nicht, aber der Vater sann es an den stillen Sonntagnachmittagen. Dann lag auch die Sorge um den zweiten Sohn, den flüchtigen von all den geschickten Kindern auf ihm; Johannes wäre für sein Leben gern gesünder geworden, und das hatte dem lerneifrigen Geranwachsenden der Pfarrer einmal mit dem deutlich ausgesprochenen Hinweis ausreden müssen — ein schlimmer Schlag auf ein ahnungsloses Gemüt und ein ahnungsvolles, bekümmertes. Zu einem andern Studium wagte der Junge nicht sich zu entschließen, weil er keine Erfahrung hatte; daß er nicht Lehrer werden könne, hatte er rasch und von selbst begriffen und ein Studium als Privatgelehrter und Forscher vermochten die bescheidenen Bauerleute weder auszubedenken noch zu bezahlen. So saß Johannes viel über Büchern und tat seine Arbeit ergeben. Er hatte eine wunderbare Gabe, fränke Tiere zu kurieren und auch bei Menschen die Ursache eines Uebels zu erkennen und ein Hausmittel zu finden. Das machte ihn fröhlich, wenn ihm gelungen war, einen vereiterten Finger oder ein Fieber zu heilen. Es tröstete ihn darüber, daß ihm manche schwere Arbeit unmöglich war und er neben seinem gesunden Bruder der Minderwertigere erschien.

Walburg, die Jüngste, war die Sorgloseste geblieben, weil sie von allen ein wenig verwöhnt wurde. Am liebsten war ihr Lukas, der in der Familie als Bruder galt und zugehörte. Niemand hatte in ihrer Zuneigung mehr als eine geschwisterliche gesehen, nur der Vater schaute Walburg manchmal traurig an, ohne daß sie es gewahr wurde.

An einem Markttag, nicht lang hernach, fuhr Martin Hauser selber nach dem Städtchen und forderte Lukas auf, mit ihm zu kommen. Sie taten ihre Geschäfte ab und saßen dann bei einem Glas Rotwein in einer Gartenwirtschaft. In der ruhigen Ecke inmitten des alltäglichen Lebens rundum sprach der alte Mann einfach und klar von seinen Kindern, seiner Ehe und den hängen, sorgenvollen Jahren, Monaten, Tagen, die er seinem Weibe verursacht habe, statt des friedlichen Lebens, das er ihr gewünscht hätte, ihr wenigstens, wenn er auch alle Last zu der seinen hätte nehmen müssen. „Wenn man jung ist, meint man nicht, daß es einem selber gelten könnte, was die Alten sagen. Und es muß ja nicht sein, daß Verwandtenehen unglückliche Kinder bringen, aber es kann sein, das siehst du an den meinen“, sagte er und stand zum Gehen auf. Mit keinem Wort erinnerte er Lukas an jenen Sonntag.

Lukas übernahm alles wohl. Sein Vorsatz stand fest, Walburg feltener und weniger vertraulich zu begegnen. An dem Schmerz, den ihm dieser Vorsatz bereitete, erkannte er, wie stark die ungeliebte Reigung schon war, gewachsen in dem freundlichen Licht eines harmonischen Familienlebens und genährt von dem Gewöhnlichen. Walburg selber machte es ihm schwer, denn seit seiner Zurückhaltung war sie doppelt zärtlich und mühte sich um ihn. Er konnte es sich nicht verjagen, sie ein- oder das anderemal zu küssen, wenn sie ihm so nahe war, halb scherzhaft, halb schuld- bewusst. Mit einem Scherzwort wollte er das Schuldgefühl schweigen machen, das ihn jedesmal anfiel. Dann und wann mußte er sich gestehen, daß er und Walburg Heimlichkeiten begonnen hatten, harmlose erst; dann aber trafen sie sich des Abends im Dunkel, und es war Lukas, als habe die Warnung des Vaters erst seine heiße Liebe aufgeweckt, die in dem heimlichen Wesen etwas Unschönes und Unrechtes bekommen hatte. Das Heimliche entzündete in ihm eine ihm selber fremde Begierde. Walburg ängstigte sich davor, aber sie konnte Lukas nicht zurückhalten. Sie war willenlos in seinen Armen.

Mariamne wurde es zuerst gewahr, die häufige Abwesenheit der Jüngsten, ihr ungleiches, verträumtes Wesen, und sie bekümmerte sich. An Lukas dachte sie nicht, sie fürchtete irgendein fremdes Unheil. Aber auch dem Vater blieb es nicht verborgen; doch er schwieg beharrlich, wenn Lukas jetzt einmal ins Haus kam, und Lukas schwor in seinem Innern, stark zu sein und Walburg zu meiden. Aber sie lebten am gleichen Orte, sie kamen in der Familie zusammen, es blieb ihm nichts übrig, als mit Walburg über das Bekenntnis ihres Vaters zu reden. Er erbat sich eines Sonntags Erlaubnis zu einem Ausflug von Martin und sie besuchten miteinander eine kleine, alte Wallfahrtskirche, Maria unter den Eichen. Das Kirchlein stand auf einer Anhöhe; rings auf seinen altersgrauen Wänden lag das grüne Dämmer uralter Eichenbäume, die es umgaben. Auf einer der Bänke saßen Lukas und Walburg nieder. „Hierher wallfahrten die Mädchen und beten um einen Mann“, sagte Lukas. „Ich habe meinen schon mitgebracht“, lachte Walburg dazwischen. Eine Weile war es still. Dann begann Lukas ernst: „Man kann auch wallfahren, damit man einen, den man lieb hat, vergessen lernt — und das sollten wir heute tun.“ Und auf die Fragen in Walburgs Augen, aus denen die Tränen stürzten, wie ein rascher Sommerregen, sprach Lukas tröstend und zaghaft, daß sie einander lassen müßten; er versuchte Walburg vorzustellen, daß sie noch jung sei, daß er die schwere Verantwortung für sie und ihre Kinder nicht auf sich laden könne, daß es gewissenlos sei, gewarnt, eine solche Ehe zu schließen — Walburg weinte unaufhörlich, weinte den ganzen Heimweg so verzweifelt, daß Lukas keinen Rat wußte. Er mied wochenlang das Haus, als er doch einmal kam, war Walburg allein zu Hause. Ihr blaßes Gesicht ließ sein Herz erbeben. Er zog sie an sich und küßte ihre Stirn, ihre Augen, ihre Wangen, bis ihre kühle Blässe leise zu glücken begann. Er küßte den schmerzverzogenen Mund seiner Liebsten, die stumm und bebend sich in seine Arme schmiegte. Und Wunsch und Sehnsucht seßelten die beiden Menschen aneinander, hand ihre fiebernden Körper, jagte durch die bedrängten Herzen, die eins dem andern hörbar schlugen, das rauschende Blut, und ihre Küsse waren eine verzweifelte Seligkeit, die nach ewiger Dauer schrie.

Die Schritte des heimkehrenden Vaters rissen sie auseinander. Walburg schloß sich in ihre Kammer, nachdem Lukas wie ein Dieb aus dem Haus entwichen — keiner konnte dem Vater begegnen. Der Vater schwieg. Walburg war ihm unendlich dankbar. Wenn sie hätte ihrem Vater ins Herz sehen können! Er litt wie nie in seinem Leben und fand keine Worte dafür.

Als Schuldner stand er vor allen: vor seinem Weibe, vor seinen Kindern, vor den beiden Liebenden. Walburg und Lukas küßte sich nicht minder schuldig, und keiner wagte zu bekennen, um nicht den andern anzuklagen.

Ein paar Tage später war Lukas aus dem Dorf gegangen. Er hatte sich vom Direktor der Landwirtschaftlichen Schule, die er besucht, eine Stelle vermitteln lassen in einem entfernten Landesteil. Den Winter verbrachte Walburg in qualvoller Sehnsucht und Anzucht.

Im Frühling schrieb ihr Lukas lang und herzlich, er habe sich alles wohl überlegt und sich an eine Verwandte in Amerika gewandt und gefragt, ob sie nicht Walburg für ein paar Jahre zu sich nehmen und in einem Beruf ausbilden könne. In Amerika seien Haushilfen und Pflegerinnen sehr gesucht und gut entlohnt. Wenn ein junger Mensch Gelegenheit habe, die Welt zu sehen, dann solle er sie nicht versäumen und er hoffe, daß Walburg nicht nur Freude an dieser Aussicht habe, sondern daß es ihr Lebensglück würde.

„Liebe Walburg“, schrieb er, „weißt Du, warum nicht ich gehe? Für den, der geht, ist der Abschied leichter. Ein paar Tage Heimweh, daß man zu sterben meint, und dann kommt das Neue. Und da verzählt jeder. Aber das Zurückbleiben, alles beim Alten sehen, und doch ist es nicht mehr, wie es war, das ist schwerer und zehrt an einem Mädchen. Ich mache alles richtig mit der Fahrt und dem Reisegeld und allem. Und der Vater und ich, wir fahren mit Dir nach Hamburg. Aber eines müssen wir noch. Wir müssen frühlich Abschied nehmen. Es müßte dem Vater das Herz brechen, wenn er uns traurig sieht. Und wenn er sieht, daß wir es gern tun und leichtlich, dann kann er beruhigt sein. Es ist ihm so schon hart, weil er Dich hergeben muß. Wenn sich zwei Menschen richtig liebhaben, dann sehen sie ein, was die andern schon durchgemacht haben und vergessen über sich selber die andern nicht. Ueberdenk das alles gut. Du mußt nicht, wenn Du nicht willst. Aber dann muß ich gehen, und ob ich im fremden Land so an Dich denken können werde, wie daheim, das weiß ich nicht.“

Walburg las den Brief in tränenlosem Erlaunen. Als sie ihn zum zehntenmal las, durchfuhr es sie, wie gut es Lukas mit ihr meinte. Wie ihr schon wieder die Tränen kommen wollten, stand sie auf und brachte dem Vater den Brief.

Am Himmelfahrtstag gaben die Geschwister dem Vater und den Liebenden bis zur Stadt das Geleit. Lukas überdachte im stillen, ob der strahlende Sonnenschein und die Glockentöne, die fernher über das Land wehten, das Scheiden feierlicher und leichter machten. Er hatte Walburg erleichtert, was er konnte und alles mit dem Sarkasmus geordnet, der den liebenden Mann so erfinderisch macht. Einmal wollte Walburg beim Rückwärts- schauen nach dem Dorf und dem alten Kirchturm todhang werden, da sagte sie rasch nach einem Blick von Johannes, in dem alles Begreifen stand, zu dem Bruder: „Ich lerne, und verdiene Geld und das schicke ich dir, daß du studieren kannst!“ Es war nur ein Einfall, aber er wurde zum festen Entschluß, als sie den plötzlichen Freudenstimmer in seinen Augen sah. Es wurde noch einiges hin und her beraten, und dann fuhr der Zug in den Bahnhof ein.

Lukas hatte auf der langen Reise genug zu tun, Walburg und der Vater genug zu schauen. So ward keiner den Sinn der Fahrt recht inne, bis sie in Hamburg waren. Die Banalität wollte wieder über Walburg kommen, aber Lukas redete ihr zu. Der sorglose, junge Mann war ernst und besonnen wie ein Vater geworden. „Wir wollen frühlich Abschied nehmen, es ist viel schöner so!“ flüßerte er ihr einmal zu. „Und wir sind es dem Vater schuldig!“ Und wenn sie kindlich weinerlich werden wollte, versicherte er ihr mit unermüdeter Geduld, wie oft er ihr schreiben und wie viel er an sie denken werde. „Verzähle du mich auch nicht ganz“ — sagte er und betete dabei, daß sein Wunsch nicht erfüllt werde. Walburg stand auf dem Schiff. Drüben verschwammen die beiden Männer vor ihren nassen Augen in dem Menschengewühl. Der Vater winkte mit dem großen, blauen Sack, Lukas mit der Hand.

In diesem Augenblick erkannte sie seine Größe, jetzt, da er vor ihren Augen ferner und kleiner wurde. So hatte er es gewollt, ihr gab er die Freiheit und ein neues Leben, er selber kämpfte mit dem alten. Eine Freude und ein heißer Stolz rauschte in ihr auf, lang um sie trotz des Wechs, und als sie, dem entwandenden Ufer den Blick zugekehrt, ihm lauschte, war es das Meer, die Weite und die Zukunft, dahin sie schiffte, auf den starken Schwingen der Liebe.

Margarete Wittmers / Einer Frau

Seltzam, wie dein Lächeln noch so süß
ist, nach allem, was du doch gelitten.
Und wie es noch voller Jugend ist,
ganz, als ständest du noch inmitten

Deines Gartens voller Arien und
Nittersporn und Goldlack und Glazinien . .
Damals wußte noch dein Mund
nichts von den verräterischen Dinten

Nie gesagter Leiden und Verzichte —
die dein Lächeln überglänzt,
wie ein Regenbogen nach dem Wetter
die beruhigten Fluren tränzt.